

Fremdenhof zum Weber & Kirschau

Erbaut 1921—1923  hält seine Räume bestens empfohlen  Neuzeitlich eingerichtet
 Fremdenzimmer - Zentralheizung - Kalt- und Warmwasserleitung - Gediegene Bier- und Weinstuben - Gesellschaftssaal
 Wein- und Bierterrassen - Gartenrestaurant (400 Sitzplätze) - Bundesregelbahn - Autohalle - Ausspannung - Angenehmer
 Familienaufenthalt - Fernruf Wiltzen Nr. 50 - Anerkannt gute Küche - M a x A l b r i c h.

Das letzte Lichterbrennen

Eine Nach-Weihnachtsgeschichte von Otto Flössel

Drei Festtage hat Weihnachten. So steht es im Kalender, und für die großen Leute mag das auch Geltung haben, für die kleinen nimmermehr. Wenigstens feierten wir Kinder das Weihnachtsfest monatelang. Schon die Wochen der Vorbereitungen waren uns ein Fest, und mit den beiden Feiertagen ging es noch nicht zu Ende. Es strahlte noch wochen- und monatelang nach, je nachdem, wie lange die Spielsachen hielten, die uns das Christkind gebracht hatte. Wie am Wagen ein Rad nach dem andern zerbrach und die Zinnsoldaten Arme, Beine und Kopf verloren und all die Herrlichkeiten in tausend Stücken in Winkeln und Ecken herumlagen, daß die Magd beim Aussegnen ihren Arger damit hatte: so verblüht für uns Kinder mählich der Glanz der Weihnacht. Und noch auf dem zerbeulten Rohr der Festungskanone lag ein fernes Leuchten vom Lichterbaum.

Dieser stille Ausklang des Festes erreichte noch einmal einen Höhepunkt an dem Tage, an dem die Lichter des Weihnachtsbaumes zum letzten Male angezündet wurden. Sie wurden bei uns nicht allzuhäufig angesteckt: am Heiligabend, Neujahr, Drei Könige, wenn die Großeltern zu uns herüberkamen, und dann eben jenes letzte Mal. Dafür war kein besonderer Tag bestimmt. Vielmehr richtete es sich ganz nach der Haltbarkeit des Baumes. Wenn sein Kleid anfang, grau und unscheinbar zu werden, daß die Nadeln ausfielen, dann meinte die Mutter, sei es Zeit, daß er herauskäme. Er sah dann aber auch wirklich dürftig genug aus. Denn mit den Nadeln schwanden auch die Zuckerringe und Pfefferkuchen an den Ästen. Dafür sorgten wir Kinder.

Wenn der letzte Lichterbaum angesteckt wurde, das war immer sehr feierlich, und wir Kinder freuten uns regelmäßig darauf, schon deswegen, weil wir an diesem Abend nicht so früh zu Bett zu gehen brauchten wie sonst. Wir saßen in der Stube alle beisammen. Es war auch ein heiliger Abend, freilich anderer Art als der vor dem Christfeste, an dem wir herzlich wenig Zeit für den Christbaum selber hatten, weil wir mehr darauf saßen, was darunter lag. Was war da die Stube voll Lärmens! Hier wurde die Eisenbahn aufgezo-gen, dort die Trompete probiert, und die Eltern wurden mit Bilderbüchern bestürmt. Jetzt aber saßen wir allesamt stumm um den Baum und sahen verträumt in die herabbrennenden Lichte. Es war ganz still in der Stube. Niemand sprach etwas. Nur das Ticken der Wanduhr war zu hören. Ich saß mit gefalteten Händen andächtig da. Als kleiner Junge mag mich dabei wohl mitunter die Müdigkeit übermannen haben, denn ich fand mich nicht selten in meinem Bettchen wieder, wohin mich die Mutter gebracht hatte, wenn ich auf meinem Stuhle eingenickt war. Aber später hiebt ich doch tapfer durch. Es lag ein eigener Zauber über jenen Abenden. Die Mutter saß schweigend im Lehnstuhl. Wie sie so in den Lichterglanz sah, mochten ihre Gedanken wohl eigene Wege gehen. Ihre Augen waren groß und tief, daß man ihr hätte mögen bis auf den

Grund der Seele hinab sehen. Sie feuchteten sich still, und wie sich der Glanz der Kerzen in ihnen spiegelte, leuchteten sie gleich lieben Sternen. Zuweilen ruhten sie auf mir, lange und unbeweglich, und es war mir, als leuchtete der Himmel über mir.

Ich entsinne mich noch deutlich eines solchen Abends; ich mochte damals wohl sechs Jahre alt sein. Wir saßen wieder um den Baum. Niemand sagte ein Wort. Alle sahen in die Lichterpracht hinein und bemerkten, wie ein Licht um das andere erlosch. Schließlich brannten nur noch wenige Stümpfe, und in der Stube war es schon ziemlich dunkel geworden. Da fiel mein Blick auf eine Lülle, in der hielt sich noch ein Restchen Docht. Man sah nur noch den Schein in dem kleinen Lüllentellerchen, so weit war es schon heruntergebrannt. Aber es hielt sich ungewöhnlich lange, viel länger als die anderen, die schon verbläht waren. Es flackerte von Zeit zu Zeit auf, ging zwischendurch zurück, daß man hätte wetten mögen, nun sei es zu Ende mit ihm. Immer aber lebte es von neuem auf, daß man glauben konnte, es habe das ewige Leben. Mein Vater mochte es auch beobachtet haben, denn er sagte:

„Das da ist ein kleines Seelchen, das nicht sterben will — oder nicht sterben kann. Wer weiß warum!“ Er schweig und sah zur Mutter hinüber. Wie aber das tapfere Lichtseelchen endlich dennoch erlöschte, begann die Mutter still zu weinen. Dann aber trocknete sie ihre Tränen und begann zu erzählen:

„Als du noch ein ganz, ganz kleiner Knabe warst, da wurdest du krank. Es war wenige Tage vor deinem dritten Geburtstag. Gewiß, du warst auch vorher schon manchmal erkrankt, und obgleich diesmal nichts darauf schließen ließ, daß es schlimmer gewesen wäre als sonst, fühlte ich doch, es würde etwas Ernstes werden. Vater suchte mich zu trösten, und meinte, es wäre nichts, was zu Besorgnissen Anlaß gäbe, und auch der Arzt sagte so. Aber keiner vermochte sich davon zu überzeugen. Ich sah, daß du jeden Tag elender wurdest. Du aßt nichts und trankst nichts; und wenn du sonst ein Wildfang warst, daß man dich nicht zu händigen wußte, lagst du nun still und regungslos in deinen Kissen und sahst mich an. In einem Fort sahst du mich an, als wolltest du mir etwas sagen. Du weintest nicht und klagtest nicht, standhaft still hieltst du aus.“

Da eines Morgens kam der Arzt. Er kam täglich. Aber wenn er sonst dein Körperchen besühlte, so tat er's diesmal nicht. Er saß an deinem Bettchen und sah unverwandt nach dir hin. Ich forschte in seinen Zügen und sah ihm fragend in's Gesicht, und wie sich unsere Blicke trafen, da nickte er mitleidig zu mir herüber. Kein Wort hat er gesprochen, ich hatte ihn auch so verstanden.

Verge Tage und Nächte kamen und gingen, und täglich war der Arzt Gast in unserm Hause. Immer saß er so bei dir wie an jenem Morgen. Ich sah es in seinen Augen: Er war erstaunt, wie tapfer du kleines Seelchen dich hieltest. Aber Hoffnung hat er wohl keine gehabt. Du selbst sprachst kein Wort, hattest wochenlang keins gesprochen.

Da eines Abends ging ich von deinem Lager. Ich hatte lange Stunden daran gewacht, und meinte, du müchtest schon schlafen. Da sagtest du mit müdem Stimmchen: „Gut Nacht,